

lichkeiten des Königs der Gammler aus der Kleinstadt.

Gegenwart wird befragt: Gibt es im Trubel der Kleinstadt den Trubel der Großstadt?

Die Eiligen, von lilafarbenen Piercings gelockt, rücken wieder am Rand der Kleinstadt an, reißen Festungsmauern nieder, schichten Fahrräder zu Müllbergen, rösten Eizellen in der Sonne, bauen aus Wolken Kratzer.

Karl liegt unter einer Plane verborgen. Ganz still. Schweigen ist Gold oder tödlich.

Die Eiligen befinden sich in der Kehrtwende. Sie rasen auf die Stadt zu und prallen auf eine unüberbrückbare Festung aus Anonymität und Stille, Intimität und Lärm. Immer werden die Eiligen laufen. Sie laufen immer.



## PETER SALOMON DÖÖFI

Er gehörte nicht zu den Spielkameraden in der Landhausstraße. Wir spielten verstecken, Hopse, Murmeln, wie kletterten in den Ruinen rum, die Mutigen holten Gasmasken aus den Kellern.

Dööfi war ein Auto. Er hielt die Arme angewinkelt und die Hände vorgestreckt, während er lief oder rannte, je nachdem wieviel Gas er gab. Die Finger bewegten sich als Gashebel, Lenker, Blinker, Bremse. Dazu machte er ein Brummgeräusch, der Motor!

Meistens befuhr Dööfi die Straße, wenn wir anderen in den Wohnungen waren und er freie Fahrt hatte. Ich kuckte vom Balkon des Herrensimmers hinunter. Dööfi kam von links aus Richtung Berliner Straße. Er gab ordentlich Gas, die Landhausstraße war lang und gerade, der Verkehr gleich null. Rechts kreuzte die Uhlandstraße, da mußte er abbremsten. Meistens blieb er an der Einmündung stehen, wendete und fuhr zurück. Aber einmal hatte er einen Zusammenstoß mit einem Dreiradfahrzeug, ich glaube, sie hießen Tempo-Wagen. Beide fuhren nicht schnell, der Zusammenprall war auf dem Balkon kaum zu hören, nur ein dumpfes Geraschel. Dööfi war auf der Stelle tot.

Vater verbot mir hinzulaufen, wir wollten zu Mittag essen. Das war sicher richtig, denn wie sowas aussieht, sah ich paar Tage später, als mein Freund Rolf Liefke unter die Zwillingreifen eines richtigen LKW geraten war. Als ich nah genug dran war, sah ich den Kopf und daneben das Gehirn.

Die meisten Unfälle passierten aber in den Ruinen. Am liebsten spielten wir mit den sechseckigen Stabbrandbomben, die nicht gezündet hatten und die schön handlich waren.



## MONA ULLRICH WANDERN IN BERLIN

Ich will diese Stadt kennenlernen. Ich will nicht nur in Bussen und Bahnen eingezwängt sitzen, zwischen anderen armen Ludern.

Hammer + Veilchen. Flugschriften für neue Prosatexte. Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel. Erscheinen 4 Mal im Jahr, und zwar zum 15. März, 15. Juni, 15. September und zum 15. Dezember; im Fall von Vollmond einen Tag später. E-Mail: Redaktion@Hammer-und-Veilchen.de. © 2017 für die Texte bei den Autoren. Die Ausgaben eines abgeschlossenen Jahrgangs erscheinen jeweils als »Jahrbuch« (bisher für 2014, 2015 und 2016). Angegliedert ist die »Edition Hammer + Veilchen« mit bisher sechs Buchausgaben. Weitere Informationen auf der Internetseite [www.Hammer-und-Veilchen.de](http://www.Hammer-und-Veilchen.de).

Ich habe Zeit. Ich nehme sie mir. Ich gehe am frühen Morgen. Zuerst die Schloßstraße. Die gehört dazu. Gestank und Lärm. Ärzte.

Dann die Rheinstraße. Ort von Festen. Ein Café, geschlossen. Dann die Potsdamer, der Höhepunkt. Obstläden, seit Jahren da. Fremdes, Vertrautes. Säulen. Kultur. Ist das nicht längst vorbei? Ampeln. Übergänge. Wind. Berliner Schauderwind.

Eine Dame gibt mir einen Geldschein: »Ich war auch einmal arm.«

Ich bringe immer etwas mit.



## DIE AUTOREN

Joachim Frank, 1952 in Hamburg geboren, gewann 2016 den Kurzgeschichtenpreis der Hamburger Autorenvereinigung. Zuletzt erschien sein Kurzprosaband »Momente wie diese« im Wiesenburg Verlag, Schweinfurt. – Maike Frie, gebürtige Münsteranerin des Jahrgangs 1976 und nach Stationen in Oslo, Hamburg und Stuttgart dort wieder lebend, ist freiberufliche Dozentin, Autorin und Lektorin. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Dritter Platz beim Erker-Kurzgeschichtenpreis 2007. – Die freie Autorin Betty Kolodzy wurde 1963 in Wolfenbüttel geboren und lebt in Bremen. Sie hat mehrere Romane und Bände mit Erzählungen publiziert, darunter 2016 den Roman »Im Sommer kommen die Fliegen« im Verlag michason & may, Frankfurt/M. und in diesem Jahr die Kurzgeschichten »Wie Herr Karl mein letztes Hemd entwarf« im Literatur Quickie Verlag, Hamburg. – Christine Langer wurde 1966 in Ulm geboren und lebt in Neu-Ulm. Die Autorin ist Herausgeberin der Literaturzeitschrift »Konzepte« und hat mehrere Gedichtbände veröffentlicht, zuletzt die Sammlung »Jazz in den Wolken« (2015) im Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen. – Louise Lunghard, 1964 in Düsseldorf geboren und im baden-württembergischen Bühl lebend, hat ein Jugendtheaterstück und Kurzgeschichten geschrieben, bringt ihr erstes Buch in Kürze in einem Kleinverlag heraus und schreibt an ihrem zweiten mit dem Arbeitstitel »Greta hört zu«. – Niels Parthey wurde 1983 in Leverkusen geboren und lebt dort. Er schreibt seit 2007 Kurzgeschichten, hatte Auftritte bei Lesebühnen sowie Veröffentlichungen im »Inside Artzine« und in mehreren Anthologien. – Peter Salomon, 1947 in Berlin geboren und in Konstanz lebend, brachte nach diversen Publikationen zuletzt 2016 seinen Gedichtband »Nichts ist so schwer wie Papier« in der Collection Montagnola heraus. – Mona Ullrich wurde 1957 in Waldshut-Tiengen geboren und lebt in Berlin. Sie studierte in Tübingen und Berlin Soziologie und Germanistik. 2016 erschien ihr Gedichtband »Kleine Gaben für Freihäupter« bei der Edition Thaleia, St. Ingbert, 2017/18 erscheint ihr Roman »Gegenmacht« im Verlag Schwarzer Drachen, Blumberg.

# HAMMER Flugschriften für neue Kurzprosa + VEILCHEN

Herausgegeben von Günther Emig und Peter Engel · Ausgabe 12 · 2017  
Mit Beiträgen von Joachim Frank · Maike Frie · Betty Kolodzy · Christine Langer · Louise Lunghard ·  
Niels Parthey · Peter Salomon · Mona Ullrich

## CHRISTINE LANGER ÜBER DIE MELANCHOLIE DER MUSIK HINAUS

Man muß die Stille tanzen. Und die Violinen.  
Auch wenn keine da sind.  
(Gerardo Portalea)

Marie warf ihren Zopf über die rechte Schulter. Ein Traktor fuhr krachend an ihr vorbei, Augen funkelten durch die verschmutzte Fensterscheibe aus drei Meter Höhe. Sie war gerade dabei, ihren Hengst zu bürsten, sein schwarzbraunes Fell, bis es glänzte, und strich mit der weichen Kardätsche langsam über seinen Kopf, unter die Augen, über die Nüstern, und mit der Hand kraulte sie ihn zwischen den Ohren, fühlte den knöchernen Widerstand als obersten Punkt, drückte sanft und beobachtete währenddessen seinen Blick. Der sanfte Riese. Hielt für Sekunden still, und sie schenkte ihm das Verweilen ihrer Handfläche, während die Abgase des Traktors eine dunkle Spur über den von Pferdemit übersäten Pflastersteinen hinterließen. Die häßlichen Laute des Traktors zerschnitten die Luft. Während sie den Hengst in seine Box führte, tanzte er an ihrer Hand, blies durch die Nüstern, trug seinen Kopf mit erhabener Haltung. Für solche Augenblicke lohnte sich für Marie der tägliche Schweißgeruch unter den Achseln, der Staub in ihrem Haar, der Dreck, den sie abends unter ihren Fingernägeln löste.

Am Abend gab es das Sommerfest in der Scheune des Pferdestalls. Der zur Tanzfläche freigeräumte Holzboden speicherte die Hitze des Tages. Marie stellte sich an einen Standventilator in der Ecke und suchte in ihrer Tasche nach einem Tuch, um sich das verschwitzte Gesicht abzuwischen. Tangorhythmen füllten die stickige Luft, ein paar Absätze klackten auf dem Holzboden. In der Scheune gab es ein kleines Fenster, und in der Ecke über dem Fenstersims sammelten sich Spinnweben in mehreren Schichten.

Thomas, mit dem sie vor Jahren ihren ersten Tangokurs gemacht hatte, kam die Treppe hoch. Etwa zehn Jahre älter als sie, war er umgänglich, charmant und zuvorkommend, und seit seiner Scheidung vor ein paar Jahren lebte er in einer Zwei-Zimmer-Wohnung im östlichen Teil der Stadt. Er hatte sie einmal zum Kaffee zu sich nach Hause eingeladen und ihr Fotos von seinen inzwischen erwachsenen Kindern gezeigt. Auf dem Balkon standen auf der rechten Seite verdorrte Pflanzen, auf der linken blühende Geranien. Das war ihr damals aufgefallen, die uneinheitliche Gestaltung seines Balkons, und sie fragte sich, ob die Kaffeeeinladung nach einer der ersten Tanzstunden spontan war und er nur noch nicht dazu

gekommen war, seinen Balkon herzurichten, oder ob er sich von den dünnen Pflanzen einfach nicht trennen konnte. Bestimmt war er ein zärtlicher Liebhaber mit endlosen Sehnsüchten, das erkannte sie in seinen Augen, vor deren Tiefe sie zuweilen erschrak.

Mit Thomas auf der Tanzfläche, legte Marie langsam ihre linke Hand auf sein Schulterblatt. Sie spürte seinen warmen Körper, der die Hitze des Tages in ihrer Handfläche sammelte. Das dunkle Blau durch das kleine Fenster schräg hinter ihm erinnerte sie plötzlich an den Nachmittag, als sie ihrem Hengst über den Kopf strich: Der Hof um die Pupillen seiner Augen schimmerte manchmal in demselben unergründlichen Blau.

Für einen Moment schloß sie die Augen, um die Stimme des Sängers eines ihr bis dahin unbekanntes Tangostücks in sich aufzunehmen. Bei besonders berührenden Stücken machte sie sich ab und zu die Mühe, später die Liedtexte ausfindig zu machen, um sie mit Hilfe eines Spanischlexikons zu übersetzen. Zumindest ein paar Zeilen, bis ihre Phantasie den Inhalt des Liedtextes weiterspinnen konnte. Meistens handelten die Lieder von Liebe, Tod und Leidenschaft, und sie ließ die Protagonisten an der Liebe zugrunde gehen. Sie starben immer andere Tode, starben als Helden oder manchmal als Mörder. Es gab keine andere Möglichkeit für sie, als die wahre Liebe mit dem Tod zu beenden.

Ein Liedtext jedoch inspirierte sie zu einem Gedicht in der Jetztzeit. Sie ließ den Protagonisten am Leben, verwandelte ihn in einen Baum. Immer wenn sie an diesen Baum dachte, bewegten sich ihre Füße fast wie von selbst und als würden sie kaum den Boden berühren, doch sie empfand die Tanzfläche bei jedem Takt als Anlaufstelle ihrer eigenen Kraft, als Rotationsquelle geistigen Vermögens und Verwandlungsorgan unausgesprochener Worte zugleich.

Thomas führte Marie an diesem Abend durch einen Garten mit Schlingpflanzen und wucherndem Unkraut, bis sie begann, mit ihm durch kniehohe Gräser zu tanzen; sie genoß deren Berührung an den Waden.

Als sie vor ihm stand, spürte sie seine rechte Hand auf dem Rücken: Ein aufgefalteter Fächer von Schulterblatt zu Schulterblatt und feingliedriger Sensor mit Pulsschlag für zwei. Sie fühlte sich plötzlich, als wäre sie eine Violine in seinem Arm. Er strich über die Saiten, hielt für Sekunden einen Ton, dann wechselte er Takt und Rhythmus und tanzte neben der Spitze des Violinbogens. Dabei folgten seine schwarzen Augen einem überdimensional großen Notenschlüssel. Thomas variierte Figuren in Moll, verharnte für Augenblicke, um die Pausen zwischen den Takten zu unterstreichen.

chen. Sie drehte sich um ihn wie eine Katze, malte eine Acht aufs Parkett, wippte mit der Fußspitze, tänzelte und tanzte und schritt vorwärts und rückwärts und aus dem Boden empor über die Tanzfläche ins Licht der Scheinwerfer und über die Melancholie der Musik hinaus.

Tim, der DJ, war in seinem musikalischen Alphabet zu Hause, Marie vermutete, daß er schon in Liedern dachte. Ein komischer Kauz, groß, dünn, schlacksig, mit nur noch wenigen grauen Haaren auf dem Kopf, obwohl sie ihn kaum älter als dreißig schätzte. Er sprach nicht viel, brachte höchstens ein »Hi« über die Lippen und drehte sich lieber eine Zigarette, als sich an einem Gespräch zu beteiligen. Er hatte immer seinen Husky mit einem blauen und einem braunen Auge dabei, ein bezauberndes Tier, das bei den schnellen Milongas häufig mit dem Schwanz wedelte und dabei reglos seinen Kopf in Richtung Lautsprecher hielt. Das konnte kein Zufall sein. Marie beobachtete den Hund, während sie tanzte, suchte ihn regelrecht, wenn sie ihn in der Dunkelheit vermutete, und bastelte Puzzleteile aus seinem Ohr und Herrchens Schuh. »Faß!«, dachte sie sich und verschmolz mit den Takten der Musik. Sie mußte schmunzeln, als sie sich dabei ertappte, wie sie im bläulichen Scheinwerferlicht für einen Augenblick alle anwesenden Gäste gleichzeitig betrachtete, ineinander gerafft sozusagen, als wären sie in einem Videoclip zusammengeschnitten, den sie beliebig zurück- oder vorspulen konnte. Besonders genoß sie es, den Clip anzuhalten und die einzelnen Gesichter zu vergrößern, die feinen und harten Züge um die Münder zu studieren, asymmetrische Augen zu vergleichen und die Fältchen um die Ohrmuscheln in Worten zu lesen.

Marie gab Tim Feuer, zerrieb einen Streichholzkopf zwischen Daumen und Zeigefinger, roch am ungezündeten Schwefel in ihrer Hand, drückte ihren rechten Daumnagel an den Mund. Der Zigarettenqualm hatte sie müde gemacht. Sie wollte nach Hause.

Die Mondsichel wippte bei jedem Schritt zu ihren Fahrrädern. Thomas legte seinen Arm um Marie, sie schaukelten auf dem gepflasterten Weg neben überhängendem Gebüsch aus vergilbten Liebesbriefen. Marie zielte mit ihrem rechten Fußballen auf ein trockenes Ahornblatt, sie würde gern die Sudelschrift des Sommers entziffern, um dessen Eigenleben in ihrer Handtasche zu verstauen.

Der Parkplatz hinterm Hof war fast leer, es stand nur ein verrosteter Kastenwagen ohne Nummernschild hinter knackenden Zweigen. In der Ferne heulte ein Hund, ein Wahrzeichen des Augenblicks aus einem abgelegten Traum.



## JOACHIM FRANK ANSICHTEN EINES GEMÄLDES

»Bitte treten Sie zurück!«, schmeichelt mir der harsche Ton der ganz allein für mich zuständigen Aufseherin, wenn wieder jemand meiner Ausstrahlung erliegt, näher und näher tritt und mich in seiner Begeisterung zu berühren droht. Ich schätze ihren Schutz und fühle mich geehrt, doch nach Jahren, – ach, was sage ich – nach Jahrzehnten, sogar Jahrhunderten beinahe vollständiger Nichtbeachtung hat mich das Entzücken der jetzt und hier so vielen wie ein Rausch erfaßt. Wer ist schon ohne Eitelkeit?

Endlich befreit von dickem, gelblichem Firnis, kommt – in raf-

finierter Hängung und Beleuchtung – meine feine, tonige Abstufung von Farben und Licht beinahe in ihrer Ursprünglichkeit zur Geltung, bin ich viel mehr als restauriert und präsentabel, nämlich zum Mittelpunkt erhoben unter meinesgleichen. »Später, allzu später Respekt«, hätte mein zeit seines Lebens inmitten der Ärmsten hausende Schöpfer mit resignierter Genugtuung dazu vielleicht bemerkt, bevor ihn der Tod von seinem Dasein im Irrenhaus erlöste.

Wie ein Magnet ziehe ich an, selbst jene, die sonst achtlos an mir vorbeiflanieren, um andere Gemälde zu bewundern.

Warum?

Raunend, ehrfürchtig flüsternd, ganz so, als könnte mich zu lautes Sprechen beschädigen, drängen sie umeinander, suchen nach besten Blickwinkeln, der richtigen Distanz. Ihre wachen Augen leuchten wie die Verliebter. Doch aus dem Nichts durchfährt mich plötzlich Zweifel: Bin wirklich ich der Grund ihres Fiebers oder spiegeln sie sich selbst als Teil dieser Inszenierung?

Was sie reden! Aus Knäueln dringt fast Intimes an mein Ohr, und wäre ich nicht derart entwöhnt, müßte mir ihr Schmeicheln peinlich sein. Wer bliebe da gleichgültig? Jedes ihrer Komplimente schmeckt wie süßer Wein nach Jahren der Entbehrung. Wie gern laß ich mich von immer neuen Formulierungen verwöhnen. Wer da nicht alles Kennerschaft zum besten gibt! Man doziert vom besonderen Klang der Farben, von ihrer genialen Verteilung in der Komposition, von Distanzpunkten außerhalb der Bildfläche, von komplexer Lichtregie, von facettenreichen Beziehungen zwischen den Dargestellten, von Schattenfall und Vertikalen, von Schnittstellen privater und öffentlicher Welt und was nicht noch!

Ach, diese Akademisierten, die selbst dort noch analysieren, wo das Unausprechbare längst begonnen hat, die jenseits allen Empfindens ins Unendliche schwadronieren, wenn jedes weitere Wort den Zauber nur immer mehr zersetzt. Wirklich verstehen heißt: Spüren! Ich bin ein Kunstwerk!

Mir zu Ehren wurden andere Gemälde meines Schöpfers aus großen Museen um mich gruppiert. In sie gebettet und gleichzeitig auf ihrem Hintergrund hervorgehoben, bin ich zum Zentrum dieser kleinen, edlen Schau erhoben. Aber bin ich wirklich mehr als ein Spiel des großen Meisters, der uns schuf, um Wahrnehmung und Empfindung unserer Betrachter herauszufordern? Was sehen, was verstehen, und vor allem, was empfinden die in Wirklichkeit? Durch mich und uns? Von jener Zeit? Nur das launig dargebotene Gelehrte der Eröffnungsrede dieser Vernissage? Oder etwas Eigenes, etwas von sich in mir, das ihr Fühlen jenseits der Gelehrsamkeit bewegt?

Ach, es werden nur lächerliche achtzig Tage sein! Ein Nichts im Fluß der dreieinhalb Jahrhunderte, seit ich entstanden bin. Jeden Augenblick will ich genießen, bevor man mich zurück in den mit »Kunst und Konfession« betitelten Raum verbringen wird. Inmitten von Kirchenschiffen, Portraits bedeutungsschwer schauender Herren und religiöser Szenen fühle ich mich dort als »Liebesbote« durchaus deplaciert, doch nützt es mir nichts, die Nachbarschaft üppiger Stilleben, lebensfroher Genrebilder oder selbst schweremütig wirkende Landschaften vorzuziehen. Inmitten zweier Rembrandts werde ich auf taubenblauem Hintergrund kommende Jahre und Jahrzehnte in der gediegenen, langweiligen Nachbarschaft meiner Zeitgenossen fristen. Nehmen die Besucher dann noch meine Frische, meinen Zauber wahr oder muß ich wie zuvor in erwartungsloser Stille verdämmern?

Werden all jene, die mich jetzt umschwärmen, an mir vorbeiblicken, wenn ich – wie man heute zu sagen pflegt – kein Event

Gartentor hereinkommen hört.

»Tjark hat was gefunden«, sagt Selma und der Großvater lacht. Tjark liebt ihn für dieses Lachen und noch mehr für seine Frage. Als seine Mutter noch mit ihnen im Dorf gelebt hat, hat sie nie gefragt, was los sei, immer nur, was Tjark wieder angestellt habe.

»Komm, iß mit uns«, sagt der Großvater, und Tjark sieht, wie es Selma weh tut, den Kopf zu schütteln. Sowas sieht Tjark sofort, wenn Leute etwas anderes meinen, als sie sagen, Dinge, die andere verstecken wollen, und wie die anderen den Großvater angucken, weil er Tjark behalten hat, damals, als sie seine Deutschenhure von Mutter fortgejagt haben. Nur, daß ein Fallschirm ein Fallschirm ist und eine vergrabene Uniformjacke etwas Offizielles und verkohlte Stoffstücke etwas Verbotenes, das sieht Tjark immer zu spät.

»Ich muß nach Hause«, sagt Selma, und Tjark greift schnell etwas vom Tisch, als er sie nach vorne zur Tür bringt, eine Kartoffel, die sie sich hastig in den Mund stopft.

## Ansichtssache

Das Auge ist es, was alles anders macht. Der Fisch liegt mit gebogenem Leib in der Schale, nur sein Kopf schaut über den Rand, der Rücken schmiegt sich in die Salatblätter.

Du greifst immer wieder in die Schale hinein, deine Fingerkuppen gleiten auf den Schuppen hin und her; sie glänzen, als hätte die Fischseele auf sie abgefärbt. Zwischen Blinzeln, Nicken und Lächeln lädst du dir immer wieder eine Handvoll in den Mund; wenigstens sprichst du nicht, sondern tust so, als würdest du mir zuhören.

Aber ich kann nicht mehr erzählen. Meine Worte bilden keine Sätze mehr, sie haben ihren Zusammenhang verloren, als hätte etwas das Netz, das sie sonst aneinanderbindet, zerrissen. Zerrissen bin auch ich, das sind auch wir. Noch bevor es richtig mit uns angefangen hat, ist es vorbei.

Das erste Mal in deiner Wohnung und du servierst mir Nüßchen in einer Glasschale aus stilisierten Salatblättern mit Fischkopf als Griff. Das Auge blinzelt mir zu, wenn du mit der Hand an die Schale stößt.

Ich werde nie wieder Nüßchen essen.



## LOUISE LUNGHARD ZWEI TEXTE

### Leben ohne Frank

Seit ich umgezogen bin, ist Frank aus meinem Leben verschwunden. Er ist den Tabletten zum Opfer gefallen. Manchmal suche ich noch seinen Schatten, warte auf dieses Klingeln im Ohr, das seinen Worten vorausging. »Willst du mit mir spielen, Greta?«

Immer war er bei mir bis zu dem Tag des Unfalls, als ich ihn verlor. Ich bog auf die Autobahn, reihte mich ein zwischen Lastwagen, nutzte eine kurze Lücke, und er rief frohlockend von rechts: »Willst du mit mir spielen, Greta?«

Ich sagte: »Jetzt nicht«, und er wurde lauter, wiederholte sich, schrie: »Willst du mit mir spielen, Greta?«

Ich riß das Steuer zur Seite.

»Frank hat mich abgelenkt«, sagte ich später, und sie fragten: »Welcher Frank?«, als hätte er nicht gegessen, wo er immer saß, als hätte er nicht geschrien.

Im Schaum der Tabletten hat Frank sich aufgelöst.

»Heben Sie mal die Zunge«, sagt eine Schwester.

Und ich sage tonlos: »Frank ist tot.«

## Fluchtpunkt

Es ist an der Zeit abzuhausen. Glück wird in der Großstadt gezimert. Kein zufälliger Euro, der in den Hut plumpst, sondern ein Arsenal von Scheinen in Farben von grünem Wachstum über rote Liebe zu gelbem Lachen. Beschluß getroffen.

Wenn alle fliehen, ist Bleiben überflüssig. Karl fährt in Gedanken der Masse auf einem Fahrrad hinterher. Eilige treiben Autos und Umzugswagen an. Beladen mit angehäuftem Gerümpel und Sammlungen mit dem Aufdruck Vergangenheit geht es samt nutzlosem Krepel im Handgepäck auf zum Überleben. Nichts wie weg, um der Todeszone der Kleinstadt zu entkommen. Brodelnde Gefahren aus Beobachtung, Intimität und Stille hinter sich lassend, wird der Aufbruch gestartet in die schützenden Arme der Großstadt. Nur dort in der Kälte der Anonymität und Beschallung mit Lärm ist Leben lebbar.

Karl radelt 100 Kilometer zur nächsten Großstadt. Auf dem Gepäckträger ist sein Hab verankert: Ein uralter Hut als Auffangstation für Münzgeld und größere Beträge, in einer Tasche zusammengeworfene Klamotten desselben Jahrgangs. Ewig war Karls Heimat die Innenstadt einer 10.000-Seelen-Gemeinde. Hier war er König unter den Gammlern, bevor die Einwohner-Schrumpfung begann und alle mit Entsetzen aus der zum Sperrgebiet verdammten Einöde flohen. Die Kühe auf den Weiden harren in Anwesenheit letzter Bauern auf endgültige Vernichtung.

Vor zehn, zwanzig Jahren kamen die Eiligen mit Autos und Umzugswagen. Beladen mit angehäuftem Gerümpel und Sammlungen mit dem Aufdruck Vergangenheit ging es samt nutzlosem Krepel im Handgepäck zum Überleben auf das Land. Nichts wie weg von der Todeszone der Großstadt. Brodelnde Gefahren aus Gleichgültigkeit, Anonymität und Lärm hinter sich lassend, wurde der Aufbruch gestartet in die schützenden Arme der Natur. Nur dort, in der Wärme der Intimität und Beschallung mit Stille, war Leben lebbar. So kamen sie aus den Städten gesprungen, in ganzen Horden reisten sie an, trugen Stein auf Stein ihre Reihenhaus-Festungen auf, legten grüne, aus England importierte Matten vor Terrassenausgänge, pflanzten Bäume und Kinder, genossen Ruhe bei geschlossenen und mit Stoff verhängten Fenstern.

Karl ist nun in der Großstadt angekommen. Hinkende Zigeuner, Straßenmusikanten und Arme machen ihm Konkurrenz beim Einsammeln von Noten der Zentralbank. Lilafarbene Haare und auffällige Piercings konkurrieren mit den Äußerlichkeiten des Königs der Gammler aus der Kleinstadt.

Die Eiligen sind mittlerweile mit dem Fallschirm aus Dörfern gesprungen, in ganzen Horden touren sie an, lassen Platte für Platte ihre Hochhaus-Siedlungen verkleben, pflastern grünen Kunstrasen aus dem Baumarkt vor Balkonenausgänge, züchten Kräuter, erfrieren Eizellen, dekantieren den Lärm bei geschlossen unverhängtem Fenster. Von irgendwoher schreit ein einsamer Uhu Papa aus dem Versteck eines Hinterhofes.

Vergangenheit wird befragt: Gab es in der Geborgenheit der Kleinstadt die Geborgenheit der Kleinstadt?

Es sind keine Wochen vergangen, als Karl zurückradelt. Er sitzt jetzt wieder im Einerlei der Kleinstadt. Hinkende Zigeuner, Straßenmusikanten und Arme machen ihm keine Konkurrenz beim Einsammeln von Münzen der Münzanstalt. Lilafarbene Haare und auffällige Piercings konkurrieren völlig ungeplant mit den Äußer-

damit ich nicht anfangen zu weinen.

Die Fähre stampft vom Anleger weg, und es sticht mich nur noch ein bißchen, wenn ich die Jungen und Mädchen sehe, die an der Hand ihrer Eltern an der Reling stehen, ohne Schaden zu nehmen. Es sticht mich nur noch ein bißchen, weil ich es meinem Jungen auch zeigen werde, weil ich es ihm beibringen werde, sich schräg in den Wind zu stellen, damit man sich weiter unterhalten kann, weil ich ihm erklären werde, daß hinter den vielen Fenstern in den hohen Fassaden Menschen wohnen, Menschen mit Gesichtern und Sprachen und Liedern und Tänzen und Essen und Trinken und Gerüchen, und daß das alles in Hamburg sein kann und daß Hamburg in Deutschland ist und Deutschland in Europa und daß es außer Europa noch so viel mehr gibt auf dieser Welt. Ich werde es ihn erleben lassen, meinen Sohn, der wieder genauso viel mein Sohn wie Toms Sohn werden wird, und wenn ich wieder mehr ich sein werde als Toms Frau, dann wird es auch gehen.

Dann wird er wieder den Namen haben, den ich für ihn ausgesucht habe, Jonathan, und weniger der Junge sein, und meine Stadt wird wieder meine Stadt sein und ich werde die Haltestellenamen wieder wissen und zu Cems Vater gehen und wieder bei ihm einkaufen und mit ihm plaudern. Vielleicht kommt Cem ja ab und an zu Besuch.

Wir werden ein Zuhause haben, Jonathan und ich, und auch wenn wir die Wände schneller mit beiden ausgestreckten Armen werden berühren können als in Toms Haus mit dem großen Garten, wird es eine Heimat sein, in die Jonathan immer zurückkehren können wird, wenn er groß ist und loszieht, um die Welt zu entdecken. Seine Welt, die dann vielleicht nicht meine Welt ist, aber irgendein Unser wird schon bleiben, dafür werde ich sorgen.

### Tjark findet was

Beinahe zu spät. Aber noch eben nur beinahe. Tjark zieht die Schnüre hinter sich her. Er stemmt sich in die Seile und zerrt mit seinem ganzen Gewicht daran. Denn nur in Tjarks Kopf zieht Tjark Schnüre hinter sich her, in Wirklichkeit hängt an den Schnüren der Stoff, die Haken und der ganze Kram, ein kompletter Fallschirm eben. Und Tjarks Körper läßt sich nicht so leicht überlisten wie sein Kopf, seine Muskeln haben seinem Verstand die reale Erfahrung voraus, wie so oft.

Tjark hat den Fallschirm unter der Brücke gefunden, ein zwischen Steinen, Grasbüscheln und Dreck eingeklemmtes, patschnasses Bündel. Daß es ein Fallschirm ist, weiß Tjark da noch nicht, aber klitschnasse, unter Unrat und verfallenen Gebäuden halb verborgene Dinge interessieren ihn nun einmal.

Deshalb stemmt Tjark sich jetzt in die Schnüre und zerrt das Ding die Uferböschung hinauf, damit er es vor anderen neugierigen Augen besser verstecken kann. Denn unter der Brücke schauen sie immer als erstes nach, wenn sie ihn suchen, und eigentlich auch immer kurz, wenn sie ihn nicht suchen, nur so zum Spaß, um ihn aufzuschrecken. Sein Ziel ist der Waldrand, vielleicht fünfzig unendliche Schritte von der Brücke entfernt.

Aber dafür ist es nun eben nicht mehr nur beinahe zu spät, sondern wirklich zu spät, denn während Tjark sich die Uferböschung hinaufquält und bereits darüber nachdenkt, was sich mit dem Ding in seinem Schlepptau wohl so alles anstellen läßt, schlägt die Kirchturmuhre bereits zum zweiten Mal einmal, und obwohl Tjark nicht zur Schule geht, weiß er, daß die anderen nun auf dem Heimweg sind.

Und da geht es auch schon los, das Geklapper der Holzpantinen

auf dem Kopfsteinpflaster, und Tjark steckt mit den Armen in die Schnüre eingewickelt, halb unter der Plane verborgen, mitten auf der Böschung fest. Er hört Kari, wie immer vorneweg mit weit ausgreifendem Eilschritt, dann Olaf und Haakon, die Zwillinge, deren Getrappel unregelmäßig von Schnauben, Fluchen und Klatschen unterbrochen ist, weil sie sich wie immer anrempeeln und schubsen, und zuletzt Selma, auch ihre Schritte unregelmäßig, aber nicht, weil jemand anders sie daran hindern würde, zügig nach Hause zu eilen, sondern weil sie träumt, hier eine Blume bewundert und dort den Kopf in den Nacken legt, um den Wolken Namen zu geben. Diese Dinge fallen Tjark so selbstverständlich zu, auch wenn er sich so vieles andere nicht merken kann.

Tjark steckt fest zwischen und unter seinem Fund und hört, wie es still wird, wie alle vier auf der Brücke anhalten, wohl um auf ihn herunterzuschauen, was er nun wieder angestellt hat. Dann knallt etwas hart auf seinen Kopf und Selma quickt. Tjark gibt auf, er läßt die Schnüre los und krabbelt zu den anderen nach oben. Selmas Holzschuh nimmt er mit, sie hat ihn nicht absichtlich fallen lassen, das weiß er, wäre es einer von Olaf oder Haakon gewesen, er hätte ihn ins Wasser geschmissen und die Jungs selbst hinterherspringen lassen. Aber Selma ist nicht so, Selma hat selbst schon genug Ärger für Verlorenes bekommen, und sie grüßt auch immer, wenn sie Tjark sieht.

»Was haste'n da?«, fragt Olaf.

Tjark antwortet nicht, das ist aber egal, weil Haakon ebenfalls nichts sagt, sondern schon die Böschung hinunterkollert und an den Schnüren zerrt.

»Das ist ein Fallschirm«, sagt Kari.

»Echt?«, fragt Olaf, und erneut antwortet niemand, aber das ist wieder egal, weil jetzt auch Olaf ein paar Schritte nach unten springt und seinem Bruder zerren hilft.

Tjark hilft nicht. Es ist sein Schatz, an dem sie da zerren, er hat es gefunden, das Ding, während die anderen in der Schule waren; er ist es, der den Ärger riskiert hat und herumgestromert ist, denn nur so kann man überhaupt Dinge entdecken, und nun werden sie es ihm wegnehmen, wie immer. Das kennt Tjark schon; sie nehmen sie ihm weg, seine Funde: die Uniformjacke, die er aus einem Feld ausgegraben hat – dabei hat er doch nur nach vergessenen Kartoffeln gesucht –, die grauen und gelben Stoffreste, die er aus der Asche am verbotenen Wald gestochert hat – dabei weiß Tjark ganz genau, daß am Wald nichts Verbotenes dran ist, sie wollten nur nicht, daß jemand die Höhlen sieht, in denen die Feldarbeiter geschlafen haben; alles nehmen sie ihm weg, sogar seine Mutter, die haben sie an den Haaren aus dem Dorf geschleift, das hat er gesehen, obwohl er damals auch noch hätte in die Schule gehen sollen.

»Das müssen wir melden«, sagt Kari.

Sie klettert nicht die Böschung hinunter, sie ist besser mit dem Kopf als mit den Händen, das kennt Tjark schon und wundert sich deshalb nicht, daß Kari sie alle stehen läßt und hinter der Brücke direkt rechts abbiegt, zum Haus des Vorstehers. Aber als er Selmas Hand in seiner fühlt, da wundert er sich.

»Komm!«, sagt Selma und hüpfte los an seiner Hand, über die Brücke und schräg links hinter den ersten Häusern entlang. Großvaters Garten ist der letzte auf dieser Seite, dahinter fängt auch ein Wald an, ein Wald ohne Höhlen und Verbote, manchmal mit Beeren, und einmal hat Tjark sogar einen Elch gesehen, und den hat ihm niemand weggenommen, der ist von ganz allein verschwunden.

»Ist was los?«, fragt der Großvater, als er sie durch das knarrende

mehr bin, sondern nur noch ein rätselhafter, von meinem Meister in feinsten Malkunst gefertigter Lebensmoment aus ferner, fremder Zeit?



---

### BETTY KOLODZY SONNENBLUMENKERNE

---

Der Tod rückt immer näher. Der Freitod könnte ihm zuvorkommen, ihn auslöschen, ihn seines Dünkels berauben und seiner Bedeutung, die er für so manch einen hat. Der Tod ist oft so nah, besonders heutzutage und auch hier, daß ich nicht mit voller Gewißheit sagen kann, ob er mich nicht schon längst ereilt hat, heimlich überrumpelt, hinterrücks mich auf seine Schippe nahm. Denke ich mit Blick auf mein Spiegelbild, denn im Aufzug wird es eng: Mein Koffer, mein Ich, mein Spiegel-Ich und Gedanken, die locker-flockig um eine Almodóvar-Szene kreisen, in der ein junger Mann von einem Fahrstuhl zerquetscht wird, nachdem die Freunde ausgestiegen waren. Irgendein Seil muß sich verhakt haben oder eine Funktion, irgendwie drehte der Lift durch, schoß in den Himmel, wurde jedoch auf freier Fahrt einen Stock tiefer von einer Betondecke gestoppt. Den neu entstandenen, kaum sichtbaren Hohlraum füllt nun der tote Körper aus, Blut fließt in Strömen, aus irgendwelchen Lecks tropft es herab.

Das wirklich Traumatische aber waren nicht die Bilder, sondern die mit dem Unglück einhergehenden Geräusche: Unnatürlich laut dröhnten die Schreie des Treppenverweigerers, und ebenso laut wurde es, als jemand die Tür öffnete. Während der ehemals nach oben Strebende ins Jenseits hinüberglied, betrat eine Gruppe junger Andalusier den Kinosaal und diskutierte die Vorzüge der noch freien Sitzplätze. Nachdem sie sich endlich einig wurden, pickten die Andalusier Sonnenblumenkerne aus Rascheltüten, um sie mit spitzen Schnäbeln zu knacken. Nun segelten Schalen durch die Luft, begleitet von endsilbenlosen Ausrufen und Lachern. Die Freunde des Toten dagegen geisterten entsetzt durchs Treppenhaus.

Ein unerwarteter Stillstand reißt mich aus meinen Gedanken. Jemand scheint den Fahrstuhl auf der Mitte der Strecke zum Halten gebracht zu haben. Hinter der Glasscheibe die schemenhaften Umrisse eines Mannes, für den ich meinen Koffer zur Seite rolle.

»Guten Morgen.«

Ich antworte: »Guten Morgen«, da fragt der Mann: »Auch auf Reisen?«

Sein Gepäckstück sieht mir mehr nach einem Werkzeugkoffer aus.

»Ich muß noch weiter runter als Sie.« Der Mann drückt einen Knopf. »In den Keller.«

Zweiter Stock, das EG naht.

Was er wohl für eine Reise plant? Bis gestern, fällt mir ein, hing im Lift ein Hinweis auf baldige Wartungsarbeiten. Den Termin hatte ich mir nicht gemerkt. Vielleicht ist der Mann vom TÜV? Vielleicht plant er auch einen Urlaub unter Tage.

Ich stelle mir vor, wie er sein Strandtuch ausbreitet auf einer Luftmatratze, die er vor einer faltbaren Palme auf den Boden seines Kellerverschlags legt.

Der Fahrstuhl bleibt stehen. »Erdgeschoß.«

Der Mann hält mir die Tür auf, sagt: »Gute Reise!« Ich bedanke mich, manövriere meinen Koffer hinaus und wünsche einen schönen Urlaub. Denke: In der Tiefgarage.

Kurz bevor die Tür wieder zufällt, sehe ich, wie der Mann einen

Blick auf meinen Koffer wirft. Herrenloses Gepäckstück, spuckt mir durch den Kopf. Einen kurzen Moment lang ist mir, als erwarte jemand einen Scherz. Zum Koffer, zum Gepäckstück. Nach meinem Schweigen setzt sich der Aufzug leise in Bewegung. Aber nicht Richtung Keller. Ich lausche, in welcher Etage der Mann wohl aussteigen wird. Doch der Ton des Fahrstuhls bleibt unverändert. Haltlos.

Ich denke: Möbiusband. Denke: Paternoster.

Ich muß meinen Zug erreichen, denke ich dann und öffne die Haustür. Während der Mann mit dem Werkzeugkoffer in den Himmel rauscht.



---

### NIELS PARTHEY ZWEI TEXTE

---

#### Zustand

Ein gelber Mond hängt über dem Forsthaus. Ich starre aus dem Fenster und warte, daß irgendwas passiert. Das Licht konturiert das Kronendach und fällt vereinzelt auf den Weg. Es sieht aus wie Pfützen, in einem zarten Vanilleton. Ich kann nicht schlafen. Seit Tagen schon hält mich dieser Zustand gefangen. Meine Haut ist blaß und die Augen blutunterlaufen. Vielleicht hätte ich auch nicht so viel Tee trinken sollen, denke ich, doch das scheint zu kurz gegriffen. Die Abgeschiedenheit hier draußen läßt einen manchmal seltsamen Gedanken nachhängen.

Erich liegt in seinem Körbchen. Als ich mich zu ihm umdrehe, hebt er den Kopf. Das gute Tier. Ich seufze, drehe mich vom Fenster weg, ziehe Jacke und Hut an, hole die Büchse aus dem Schrank und stecke den Flachmann ein. Erich kommt zu mir an die Tür gelaufen. Ich muß ihn am Halsband packen und an mich ziehen, um ihm die Leine anlegen zu können.

Dann sind wir mittendrin. Das Krachen der Tür, die hinter uns ins Schloß fällt, dröhnt in die Fichten. In die Dunkelheit. Langsam gehe ich einige Schritte vom Haus weg. Der Kies knirscht unter den Schuhsohlen, und mein Atem kondensiert. Die Kälte dringt durch und durch. Ich bekämpfe sie mit einem ersten Schluck Rum, während wir losgehen. Erich reißt an der Leine. Wie in Schußhitze.

Uns umhüllt der Mantel der Ungewißheit. Es ist, als liefen wir in einen dunklen Traum. Ich atme lautlos. Jeder Herzschlag erschüttert meinen Brustkorb. Bei Nacht ist hier alles anders. Als ein Windstoß in die Kronen fährt, biegen sich einige Stämme, und es gibt ein knarrendes Geräusch. Ich ermahne mich zu leisen Schritten.

Nachdem Erich sich vier Minuten in altem Laub gewälzt hat, wird er ruhiger. Er weiß, was ihn erwartet. Vier oder fünf Stunden Ruhe und Regungslosigkeit. Warten. Ich tätschle ihm noch mal den Kopf und klettere dann die feuchten Sprossen hinauf. Irgendwann bricht mal eine und ich stürze und erschlage den Hund, schießt es mir durch den Kopf. Mit einem Schnaufen betrete ich die Kanzel und setze mich auf das Kissen. Auch die Flasche Korn ist noch da. Ich lade das Gewehr, sichere und stelle es ab. Ein Schluck aus dem Flachmann.

Zwischen den kahlen Kronen der Laubbäume kann man den Mond sehen. Er ist riesig und steht tief. Gutes Büchsenlicht. Ich schließe die Augen und konzentriere mich auf die Nacht. Schnell kommen Bilder der Erinnerung. Erst nur ein Flackern, dann im-

mer deutlicher. Ein alter Traum, der mich schweißgebadet erwachen ließ. Eines Morgens im April. Waidwundes Wild am Straßenrand. Überlandfahrt. Ricke mit Kugel, genau im Spiegel. Blutrotes Herz. Keine Menschenseele, nur Nebel. Dicke, klamme Schwaden. Wie Milchglas. Ich beuge mich herunter und dann: Wieder die Scheinwerfer...

Mit einem Zucken schieße ich zurück ins Jetzt. Da war ein Rascheln im Unterholz. Erich ist schon aufgesprungen. Doch Laut gibt er nicht. Vom Hochsitz aus erkenne ich einen Dachs, der wohl den Teckel registriert hat. Er steht still und fixiert Erich für einen Moment. Dann dreht er um und verschwindet.

Meine Augenlider werden wieder schwerer, und die Aussicht, Schlaf zu finden, scheint mir neue Hoffnung wert. Ich leere den Flachmann. Ich will endlich dieses Wachkoma hinter mir lassen. Wie ein Name, der einem auf der Zunge liegt. Schrei es doch einfach raus, denke ich: »EINSCHLAFEN! JETZT!«

Doch die Zeit ist träge heute nacht. Sie will einfach nicht vergehen. Die Minuten wachsen in sich ein. Verschlingen sich selbst, immer und immer wieder. Kein Vor und kein Zurück. Jeder Gasaustausch der Eiche über mir ist wie ein Roman in dieser Nacht. Und mit jedem Atemzug stolpere ich über den ersten Satz. So drückt es mich noch tiefer hinein in diese Warteschleife. Ich fühle mich hin und her gerissen. Tagaktiv wie der Mensch, nachtaktiv wie das Wild. Unfähig zur Ruhe zu kommen. Ein Bein im Haus, eins im Wald.

Ich taste nach dem Gewehr. Es ist eiskalt. Ich hebe es an und lege den Lauf auf den Rand der Kanzel, wische kurz über die Mündung. Es ist absolut still. Erich zeigt keine Regung. Ich atme durch den Mund. Diese Silhouette da. Genau am Rand der Dickung. Gut hundert Meter. Komm noch etwas näher, denke ich, schmiege mich an den Schaft und blicke durch die Optik. Die Ricke äst. Ich fühle, wie mir das Blut durch die Adern rauscht. Ich kann es schaffen.

Entsichern.

In Anschlag bringen.

Einstechen.

Langsam ausatmen.

Zeigefinger...

Da springt Erich auf und läuft bellend los. Schon ist die Ricke aus dem Absehen verschwunden. Ich rufe ihm noch hinterher, doch es nützt nichts.

Schloß entstechen.

Sichern.

Büchse abstellen.

Was ist nur mit dem Hund los? Erst mal einen Schluck Korn. Meine Hände sind zittrig. Ich muß aufpassen, mir nichts über die Jacke zu schütten. Weit entfernt höre ich Erich bellen. Die ersten Sonnenstrahlen drücken sich über den Horizont. Die Nacht vorüber, doch noch kein Tag. Ich entlade die Waffe und steige hinab. Das Bellen hört nicht auf. Das Gewehr geschultert, beeile ich mich, um zu sehen, wen oder was Erich verbellt. Es kommt genau von der Dickung, wo die Geiß geäst hat. Ich sehe ihn und renne los.

»Ruhig jetzt!«

Ricke mit Kugel, blutrotes Herz. Das kann doch nicht sein, denke ich, ich habe doch gar nicht geschossen. Der letzte Bissen steckt im Äser. Ich beuge mich herunter und dann: Grelles Licht...

Ich schlage auf, den Pyjama naß von Schweiß. Mein Herz rast. Für einen Moment bin ich geblendet. Dann erkenne ich einen der Jagdgenossen. Er steht in der Tür und starrt mich an, wie ich verdreht zwischen Fußboden und Bettkante hänge.

»Extremes Schlafwandeln«, keuche ich. Ich kletterte zurück auf die Matratze und löse die Fesseln vom Bettpfosten. Mein Knöchel ist blutig gescheuert.

### Eskorte

Er saugte die Reste auf. Eiswasser, Rum, ein Hauch Cola. Dann bohrte er den Trinkhalm in die Limettenscheibe. Die Barfrau fing an, die Hocker und Stühle auf die Tische zu stellen, die sie bereits abgewischt hatte. Sie bedachte ihn mit einem strengen Blick. Draußen regnete es noch immer in Strömen. Er schaute durch die große Scheibe und beobachtete den Einschlag der Tropfen in die Pfützen auf dem Bürgersteig.

Die Musik hatte sie schon vor einer halben Stunde ausgestellt. Die anderen Gäste waren dann schnell verschwunden. Sie waren vor die Tür getreten, hatten die Regenschirme aufgespannt, sich gegenseitig untergehakt und waren in die Dunkelheit geschlendert. Einige hatten sich die Kapuze tief ins Gesicht gezogen und waren davongeeilt, ihren Körper so nah wie möglich an den Häuserwänden entlangdrückend. Er wollte noch einmal zur Toilette, doch als er aufstand, stand sie bereits vor ihm, Schirm in der Hand, die Jacke bis unters Kinn zugeknöpft.

»Wird Zeit.«

»Wird Zeit, ja«, sagte er, schlüpfte in seinen Mantel und ging an ihr vorbei.

»Bis morgen«, flüsterte sie, so leise, daß er es nicht hören konnte.

Draußen wechselte er die Straßenseite und stellte sich unter das Vordach des Kiosks. Das orangefarbene Licht der Laternen in diesem Viertel war sanft zu den Augen, es hatte etwas Beruhigendes. Er sah zu, wie sie seinen Stuhl umdrehte, auf den Tisch stellte, das Licht ausknipste und die Tür abschloß. Nur die Leuchtreklame über dem Eingang blieb an: »Zur Goldenen Tulpe«.

Sie zog den Kopf vor dem Regen ein und beeilte sich, den Schirm aufzukriegen. Nach Hause, Feierabend.

Er schaute ihr so lange nach, bis ihre Silhouette kaum noch zu sehen war zwischen den Autos und den Hausfassaden. Dann rannte er los. Er holte sie ein, blickte kurz hinüber, lief vorbei und weiter um die nächste Ecke bis vor das Haus. Sein Mantel war die ganze Zeit offen und er spürte die Nässe auf seiner Brust. Das Hemd klebte auf der Haut, der Stoff setzte sich im Bauchnabel fest. Er ging hinter einer dunklen Limousine in Deckung, den Eingang im Blick. Es war unnötig, denn sie wußte, daß er da war, daß er sie beobachtete.

Die Sohlen ihrer Sportschuhe quietschten auf dem Gehweg. Das Geräusch übertönte das Prasseln des Regens. Er hielt seinen Blick auf ihrer zierlichen Gestalt und studierte ihre Bewegungen. Während sie näher kam und immer deutlicher zu erkennen war, machte er sich hinter dem Wagen kleiner und kleiner. Sie hielt den Schirm mit der rechten Hand und hatte den Ärmel des Mantels bis hoch über die Fingerkuppen gezogen. Als sie die Tür erreichte, hing er mit den Knien in einer Pfütze. Mit einer drehenden Bewegung schleuderte sie sich die Handtasche vor den Bauch.

Er prüfte die Straße in beide Richtungen. Nichts zu sehen.

Sie fand den Schlüssel, schloß auf und verschwand im Eingang. Das Licht im Hausflur warf einen gelblichen Schimmer auf den Asphalt und die Motorhaube der Limousine. Er sah sie hinter dem Fenster, wie sie die Treppe hinauf in den ersten Stock ging. Er wartete, bis das Licht erlosch und es wieder dunkel wurde.

»Bis morgen«, flüsterte er.

### MAIKE FRIE DREI TEXTE

#### Mein, sein, nicht unser

»Das ist aber nicht in Europa?«, fragt der Junge, als ich ihm von meiner Hamburgreise erzähle, und ich denke, daß da grundsätzlich etwas schief gelaufen sein muß in seiner Projektwoche. Vielleicht auch nur in meiner Erziehung, denn ob ich die Verantwortung dafür, meinen Sohn darüber aufzuklären, daß Hamburg eine Stadt in Deutschland und Deutschland ein Land in Europa ist, auf die Schule abwälzen kann, da bin ich mir noch nicht so sicher. Vielleicht hätten sie in den Gruppen mehr über die Autokonzerne der Länder und weniger über Nationaltänze und Nationalgerichte sprechen sollen; zumindest meinen Sprößling hätten sie damit besser erreichen können.

Aber jetzt habe ich weder Sohn noch Auto noch etwas zu essen dabei, als ich auf dem Hansaplatz stehe und an den Hauswänden hochschaue. Es sind viele Fassaden und viele Stockwerke, an denen ich hochschauen kann, ich fühle mich eingekesselt und beobachtet und finde nicht, was ich suche. Mein Hotel ist zwei Querstraßen weiter und die Rollen meines Koffers knarzen über das Pflaster, als ich weitergehe.

Das Zimmer ist so schmal, daß ich beide Wände gleichzeitig berühren kann, wenn ich die Arme ausstrecke, die Tapete neben dem Bett abgeschabt und das Waschbecken hat einen Sprung, aber immerhin gibt es eines. Die Toilette ist am anderen Ende des Ganges, und als ich Tom davon erzähle, glaubt er mir nicht. Real ist für ihn das Gezirpe der Vögel über den Wellblechdächern im Innenhof. Die Wellblechdächer kann er durchs Telefon nicht sehen, nur die Vögel hören, weshalb er mir nicht glaubt. In seiner Vorstellung verplumpere ich sein hart verdientes Geld auf der begrünten Terrasse eines Vier-Sterne-Hotels.

Ich bin diese Diskussion leid. Deshalb bin ich hier, weil ich sie und all die anderen Diskussionen leid bin und er meinen Blick nicht versteht, ob da ein Telefon und achthundert Kilometer zwischen uns sind oder nicht. Wenn unsere Schultern sich berühren und wir in dieselbe Richtung schauen, sehen wir dennoch nicht das Gleiche.

Er würde nicht sehen, was ich sehe, als ich die Schlüsselkarte abgebe und kurz danach wieder auf dem Steindamm stehe. Er würde die Sprachen hören, die wir nicht verstehen, und für ihn wären es fremde Sprachen, während sie mich an Cem und Aljosha erinnern und den Geburtstag, an dem ich mein Ständchen in acht verschiedenen Sprachen bekommen habe. Er würde die Gesichter sehen, die seinem nicht ähneln, und für ihn wären es fremde Gesichter, während sie mich an Cem und Aljosha erinnern, wie sie morgens genauso verschlafen wie ich ihren Kaffee auf unserem Balkon trinken. Er würde die Gerüche riechen, die aus den Läden auf die Straße fließen, und für ihn wären es fremde Gerüche, während sie mich an Cem und Aljosha erinnern und ans Teheran, unsere Lieblings-einkauf, wo ich sonntagsmorgens nach dem letzten Bier die echte persische Küche kennengelernt habe.

Wenn Toms Schulter meine berührt, was sie in den letzten Monaten viel zu selten getan hat, oder unser Sohn – der gerade so viel mehr sein Sohn als meiner zu werden scheint – zwischen uns steht, rieche ich das penetrante Aoli beim Türken in unserem Ort und sehe die dunkle Haut unseres Postboten und höre ich Emres Mutter mit ihrem Sohn auf arabisch schimpfen, wenn sie ihn mittags

von der Schule abholt. Als ich jetzt alleine in dieser meiner Stadt Richtung Bahnhof schlendere, rieche ich Kurkuma und Koriander, dann sehe ich Cems Vater hinter seiner Ladentheke stehen wie früher und schnappe Fetzen von Türkisch und Russisch auf.

Ich schlendere in Richtung Bahnhof und haste nicht im Stechschritt, wie Tom es tun würde, damit ihm ja niemand seinen Rucksack entreißt, und gehe weiter zum Rathausplatz und nehme einen Milchkaffee mit, da, wo ich ihn schon im letzten Jahrtausend gekauft habe, als das noch fremd war in meiner Stadt und in Toms Ort erst recht und überhaupt noch ganz neu in Deutschland. Im letzten Jahrtausend, da war mir auch Tom noch fremd, und jetzt ist er es schon wieder und sein Ort ist nicht mehr wirklich unser Ort und meine Stadt ist nie unsere gewesen.

Aber ist meine Stadt noch meine Stadt oder bin ich fremd hier inzwischen? Cems Vater hat nicht gelächelt, als ich ihn begrüßt habe, und Cem und Aljosha sind nicht mehr hier; sie sind ausgeflogen, Cem nach Berlin und Aljosha ist zurückgefliegen dorthin, was er Heimat genannt hat, all die Zeit über, vor unserer WG und auch währenddessen. Dabei hat auch er Zuhause gesagt zu unserer Wohnung, aber vielleicht war es immer nur ich, die gedacht hat, das wäre dasselbe, ein Zuhause und Heimat.

Und jetzt, da ich durch Hamburg schlendere und zum Schlafen in ein schabiges Hotelzimmer zurückkehren werde, weiß ich nicht, ob ich es habe, ein Zuhause und eine Heimat, und wo das sein könnte, das eine oder das andere oder beides.

Ich blicke ihnen ins Gesicht, den Leuten, die mir entgegenkommen, und sie sind mir fremd, und das hat nichts damit zu tun, ob ihre Haut hell ist oder dunkel oder welche Form ihre Augen haben. Sie sind mir fremd, weil ich niemanden mehr hier kenne, weil ich nicht hier gewesen bin in den letzten Jahren, weil Tom nicht herkommen wollte, weil wir doch alles hätten in unserem Ort und Urlaub besser in den Bergen ginge und der Junge doch noch viel zu klein sei dafür. Daß hier auch Babys geboren werden, aus denen glückliche Erwachsene werden, davon hatte er nie etwas hören wollen.

Jetzt fällt mir der Straßename nicht ein, als ich um die Ecke biege, und ich muß hochschauen aufs Straßenschild und ertappe mich dabei, wie ich mich umblicke, um zu sehen, ob mich dabei jemand beobachtet. Jemand, der mich für die Fremde halten könnte, die ich inzwischen bin; aber wenn ich ehrlich zu mir bin, dann halte ich auch Ausschau nach jemandem, der meine Schwäche ausnutzen und mir die Tasche von der Schulter reißen wollen könnte. Es sticht mich im Innern, als ich überlege, ob ich weiter geradeaus gehen oder in die Parallelstraße wechseln muß, um an der U-Bahn-Station vor den Landungsbrücken herauszukommen. Es sticht mich diese Leere und ein Anflug von Panik, weil ich ohne Stadtplan unterwegs bin und die Straße so einsam ist.

Rödingsmarkt; sie heißt Rödingsmarkt, lese ich, als ich endlich die Stufen zum Bahnsteig erreiche, und es kommt noch Baumwoll, bevor ich am Hafen bin, ich habe das alles doch tatsächlich vergessen.

Ich habe es vergessen, wie es riecht, wenn man die schwankenden Pontons betritt und sich Fritten- und Kaffeeduft mischen; ich habe es vergessen, wie es sich anhört, wenn die Hafentransportpreise ihre Kundschaft mit polterndem R suchen und die Möwen sich um die Frittenreste und Kaffeebecher balgen, als könnte heute endlich etwas Genießbares darin verborgen sein; ich habe vergessen, wie es sich anfühlt, wenn der Wind sich bis an die Haarwurzeln stürzt, und ich sehe nichts von alledem, weil ich die Augen zapressen muß,